

Buchbesprechung: Die bitteren Früchte hegemonialer Politik

Helmut Wagner, Berlin

Im Herbst 2002 ist unter dem Titel „Moskaus Griff nach der Weltmacht – Die bitteren Früchte hegemonialer Politik“ (E. S. Mittler & Sohn Verlag) ein ganz außerordentliches, fundamentales Buch zur sowjetischen Außenpolitik der Nachkriegszeit von dem heute 77-jährigen russischen Wissenschaftler und Quasi-Dissidenten Wjatscheslaw Daschtschew erschienen, das – bis auf ein fehlendes Register – hervorragend betreut ist. Es liegt bisher nur auf Deutsch vor, wird aber, wie Michail Gorbatschow in seiner einleitenden „Aufforderung zum Lesen“ schreibt, hoffentlich schon bald auch Lesern in Russland und anderen Ländern zugänglich sein.

Bereits auf den ersten Seiten des umfangreichen, 543 Seiten umfassenden Werkes sind die drei Themen benannt, um die das Buch kreist: Erstens um das, was der Autor als den Kern des Übels, das unheilvolle sowjetische „Streben nach Weltherrschaft“, angesehen hat, von dem Michail Gorbatschow sagt, dass es in dieser Art erstmals in der russischen Wissenschaft behandelt worden sei (S. 18); zweitens um die nach-stalinistische sowjetische Außenpolitik, deren „eindrucksvolle Analyse“ der ehemalige bundesdeutsche Außenminister Hans-Dietrich Genscher in seinem „Prolog“ dem Autor bescheinigt (S. 19); und schließlich, drittens, um den Gorbatschow zugesprochenen „Traum von der Einigung des Kontinents“, dieser „schönen Idee“, die dem Verfasser zufolge auf die Sternstunde ihrer Verwirklichung wartet (S. 15).

Auf den Gedanken, das Grundübel sowjetischer Außenpolitik in der von der Sowjetunion intendierten Welthegemonie zu erblicken, war der Autor, wie er schreibt, übrigens schon bei der Abfassung seines zweibändigen, 1973 erschienenen Werks über die Strategie der nationalsozialistischen Außenpolitik gelangt. In ihm hatte er dargelegt, wie „verhängnisvoll und verderblich sich diese Politik auf das Schicksal der europäischen Völker“, nicht zuletzt auch für Deutschland selbst, ausgewirkt hat. Insofern, als der Autor seine damals gewonnene Sicht nunmehr zum Ausgangspunkt seiner neueren Analysen gemacht hat, ist das neuerliche Werk eine Fortsetzung des alten. Wie er es sieht, war der „Expansion beider Diktatoren“ das hegemoniale Bestreben eigen, „den europäischen Völkern ihre Herrschaft aufzuzwingen“ (S. 21).

Daschtschew beruft sich bei seinen eigenen Bemühungen, alles in seinen Kräften Liegende getan zu haben, „um zur Befreiung meines Landes und der ostmitteleuropäischen Opfer des Stalinismus von der sowjetischen totalitären Herrschaft beizutragen“, ausdrücklich auf das Vorbild Ludwig Becks, des ehemaligen Chef des deutschen Generalstabes. Dieser hat seinen Versuch, „Hitlers selbstmörderischer Politik“ entgegenzutreten, mit seinem Leben bezahlt (S.

21 und S. 34ff.) – ein Schicksal, das Daschtschew in seiner offiziellen Funktion als Berater der sowjetischen Außenpolitik, nach allem, was geschehen war, mehrfach für sich selbst befürchtet haben mag.

Seinen eigenen Bekundungen zufolge hatte die praktisch im Alleingang von ihm entwickelte Alternative zur offiziellen sowjetischen Außenpolitik Anfang der 80er Jahre „klare Konturen“ (S. 22) angenommen. Sie bestand, kurz gesagt, darin, alles zu unternehmen, „um den Kalten Krieg und den Rüstungswettlauf allmählich einzustellen“. Der Kalte Krieg, das war seinerzeit seine feste Überzeugung, „könne beendet werden, wo er begonnen hatte – in Ostmitteleuropa. Dazu sei es aber notwendig, die hegemoniale Ausrichtung der sowjetischen Politik und die ihr zugrunde liegenden stalinistischen Dogmen aufzugeben, neue partnerschaftliche, gleichberechtigte Beziehungen mit den ostmitteleuropäischen Ländern herzustellen, zu einem neuen politischen Verhältnis mit dem Westen zu kommen und gemeinsam mit ihm die Schaffung einer friedlichen europäischen Ordnung ohne Trennungslinien, Einflusssphären, Dominanz und Gewalt in die Wege zu leiten“ (S. 22). Soweit die heutige Sicht des Autors.

Bei seinen Analysen der nationalsozialistischen wie der sowjetischen Außenpolitik glaubte er, etwas erkannt zu haben, was er als eine Gesetzmäßigkeit aller hegemonialen Politik bezeichnet hat, ihre „reflektierende und überschüssige Rückwirkung“ (S. 85ff. und 90ff.). Darunter hat er die Bildung von Gegenkoalitionen verstanden, durch welche die Intentionen hegemonialer Politik zunächst begrenzt und schließlich durch die Übermacht der anti-hegemonialen Mächtigkeitsgruppe zum Scheitern verurteilt werden. Der Kernsatz dieser Gesetzmäßigkeit lautet in den Worten von Daschtschew: „Im Laufe der Zeit wird die ‚Gegenkoalition‘ dermaßen stark, dass die ihr widerstehende Macht und das von ihr geführte Bündnis nicht imstande sind, dem militärischen und wirtschaftlichen Zweikampf standzuhalten. Folglich birgt jedes Hegemoniestreben in sich den Keim seiner eigenen Niederlage. Davon zeugt die Erfahrung aller Weltkriege“, wozu Daschtschew auch den Kalten Krieg zählt (S. 86).

In der von Daschtschew vorgenommenen Analyse der sowjetischen Außenpolitik, insbesondere wo er in diese durch seine Analysen direkt involviert gewesen ist, geht es ihm vor allem um deren Tabus und deren Fernziele. Gegen sie hat der Autor, wie aus seinen hier vorgelegten geheimen Denkschriften und in Erinnerung gerufenen öffentlichen Auftritten unmittelbar hervorgeht, schon lange vor der Perestroika unermüdlich und mit großem Mut, wenn auch lange Zeit vergeblich angekämpft. Erst als Gorbatschow zunächst Erster Sekretär der KPdSU und

dann Präsident der Sowjetunion und Schewardnadse sowjetischer Außenminister geworden waren, hat sich das Blatt gewendet, haben seine Argumente Gehör gefunden. Das wird in den einzelnen Kapiteln dieses Buches eingehend beschrieben, angefangen von dem wahnwitzigen Streit um den Hitler-Stalin-Pakt bis hin zum plötzlichen Ende des Kalten Krieges, von dem „Dornenweg zur deutschen Einheit“ bis zum überraschenden Zerfall der Sowjetunion. Auf diese Episoden kann in diesem Rahmen leider nicht eingegangen werden, obwohl es höchst lohnend wäre, die internen Auseinandersetzungen in der sowjetischen Führungsspitze kennenzulernen. Zeigen sie doch, dass in ihr oft keineswegs Einigkeit herrschte, aber dass die Divergenzen in aller Regel systemkonform entschieden worden sind.

Erwähnt werden soll in diesem Zusammenhang nur ein Bekenntnis des Autors, das ihn von vielen seiner eigenen Landsleute, aber auch von anderen, Deutschen und Nicht-Deutschen, allezeit unterschieden hat. „Seit meinen Studententagen in den 50er Jahren konnte ich die Spaltung des deutschen Volkes nicht begreifen und weder politisch, noch strategisch, noch menschlich-moralisch rechtfertigen. Ich hielt sie für die Ursache des schlimmsten Übels nicht nur für die Deutschen, sondern auch für die Europäer insgesamt. Für mich war der Zustand der Teilung Deutschlands gefährlich für die europäische Entwicklung, und ich war fest davon überzeugt, dass dieser Zustand auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden kann, mit welchen Motiven und Ideen seine Anhänger und Hüter die gewaltsam geschaffene deutsche Zweistaatlichkeit auch immer zu begründen versuchten“ (S. 508).

Worauf ist diese ungewöhnlichen Sicht der „deutschen Frage“ zurückzuführen? Darauf hat Daschitschew im ersten Teile seines Buches eine Antwort gegeben. Sein Weltbild sei, schreibt er da, in hohem Maße durch die Lektüre der Schriften von Immanuel Kant (1724–1804), Carl von Clausewitz (1780–1831) und Ludwig Beck (1880–1944) geprägt worden (S. 30ff.). Somit hätte sein besonderer Bildungsweg ihm das mitgegeben, was ihn später ausgezeichnet hat: sein inniges, mitfühlendes Verständnis für das Schicksal der Deutschen. Daraufhin angesprochen, wie er sich fühle, da doch seine Erwartung bezüglich der deutschen Wiedervereinigung sich erfüllt hätte, hat er im „Neuen Deutschland“ vom 5.–6. Mai 2001 zu diesem von ihm ersehnten Gang der Weltgeschichte erklärt: „Ich war zufrieden, wurde doch das bestätigt, was schon immer meine Meinung war: Keine Idee, schon gar keine Ideologie, kann die Teilung einer großen Nation im Zentrum Europas rechtfertigen“ (S. 508).

Schließlich, spätestens in seinem „Epilog“, hat Daschitschew sich als das zu erkennen gegeben, wozu er gleichfalls im Laufe seines ereignisreichen Lebens geworden ist: ein überzeugter russischer Europäer. Das lässt nicht minder staunen, weil es davon im weiten Russland nicht allzu viele geben dürfte. Was hat er in seinem Buch zum

Zusammenschluss der Völker Europas zu sagen? „Gerade in der gesamteuropäischen Einigung sehe ich ein großes Konzept des 21. Jh. Das geeinte Europa, frei von Dominanz, von nationalen Egoismen und Trennungslinien, kann in die ganze Welt Frieden, Demokratie, Stabilität, Prosperität und Fortschritt ausstrahlen. Der Mensch kann sich in einem solchen Europa gemütlich und sicher fühlen. Es kommt darauf an, alle Hürden und Hindernisse für solch eine Gestaltung des europäischen Kontinents aus dem Wege zu räumen. Nur geeinigt kann Großeuropa seinen politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und geistigen Weltrang aufrechterhalten und den von Oswald Spengler vorausgesagten Niedergang vermeiden. Nur geeinigt kann Großeuropa anderen Weltzentren ebenbürtig sein und mit ihnen in allen Bereichen konkurrieren“ (S. 539). Wer hat je zuvor einen derartigen Toast auf Europa, auf Großeuropa ausgebracht? Die Schaffung Großeuropas, das ist, wenn ich recht sehe, seine Botschaft, sein ureigenes Vermächtnis!

Und wie wird es nach Daschitschew mit Russland weitergehen? Mit jenem Russland, von dem er sagt, dass kein „einziges Land in der Welt solch tragische Wenden und Erschütterungen in seiner Entwicklung erlebt hat, wie gerade Russland im 20. Jahrhundert“ (S. 509)? Es wird, erklärt er, seinen Präsidenten Wladimir Putin zitierend, Europa so nötig haben, wie dieses Russland brauchen wird: „Ich bin der Meinung, dass Europa seinen Ruf als mächtiger und selbständiger Mittelpunkt der Weltpolitik langfristig nur festigen wird, wenn es seine eigenen Möglichkeiten mit den russischen menschlichen, territorialen und Naturressourcen sowie mit den Wirtschafts-, Kultur- und Verteidigungspotentialen Russlands vereinigen wird“ (S. 539). Es ist nicht einmal auszuschließen, dass Wjatscheslaw Iwanowitsch denselben Gedanken anhängt, wie sie George W. Bush bei seinem letzten Besuch in Berlin vor dem deutschen Bundestag im Mai 2002 formuliert hat: „Another mission we share is to encourage the Russian people to find their future in Europe, and with America. Russia has its best chance since 1917 to become part of Europe’s family.“ Diese Worte des US-amerikanischen Präsidenten könnten programmatische Bedeutung haben oder doch bekommen!

Spricht Daschitschew doch selbst davon, dass die „freie Wirtschaftszone Kaliningrad-Königsberg“ als ein Raum gesamteuropäischer Zusammenarbeit und als Angelpunkt der „Annäherung und Anlehnung Russlands an die Europäische Union dienen“, und dass Russland in Zukunft einmal zu einem „untrennbaren Teil der europäischen Völkerfamilie werden könnte“ (S. 542). Es sind dies gewiss Gedanken, die weit in die Zukunft ausgreifen. Aber möglicherweise sind sie genauso wenig utopisch, wie es vor kaum 20 Jahren Daschitschews Vertrauen darauf gewesen ist, dass es alsbald ein Europa ohne Berliner Mauer und Stacheldraht, ohne feindliche Blöcke und rivalisierende Hegemonialmächte geben werde. Der Autor hat oft genug ein richtiges Gespür bewiesen.

Zuletzt noch die Frage: Was ist der Autor für ein Mensch, der, obwohl in die Sowjetunion hineingeboren, in ihr sozialisiert und dann über 20 Jahre lang im höchsten Gremium der sowjetischen Wissenschaft tätig, in der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften, dennoch seinen eigenen Weg gegangen ist, sich nicht hat verbiegen und zerbrechen lassen? Von wieviel Irrtümern hat er sich im Laufe seines Lebens freigehalten oder ihnen doch widerstanden? Gewiss, den Verlust der Sowjetunion zu verschmerzen, ist ihm nicht leicht gefallen. Er hat ihren Zerfall jedoch nicht, wie manch andere, Gorbatschow angekreidet, sondern ihn darauf zurückgeführt, dass das totalitäre sowjetische System nicht „lebensfähig und zum Absterben verurteilt“ gewesen sei (S. 506), weil „Gewalt nach innen und Gewalt nach außen (...) die Bedingung seiner Existenz und die Ursache seines Zusammenbruches“ waren (S. 510).

Daschitschew hat sich – wie könnte es anders sein? – gelegentlich auch geirrt. So etwa als er sich am 27. November 1987 zu der Ansicht durchgerungen hatte, dass die Wiedervereinigung Deutschlands mit dessen Mitgliedschaft in der NATO „irreal“ sei (S. 376 und 378). Diese Sicht aber hat er weniger als drei Jahre später, am 10. Mai 1990, selbst widerrufen. Da setzte er sich in der *Komso-molskaja Prawda*, noch bevor Gorbatschow sich dazu bequemte, öffentlich für die Mitgliedschaft des vereinten Deutschlands in der NATO ein und erregte damit den Zorn des Außenministeriums der UdSSR (S. 493 und 497). So hat er auch, zumindest meines Wissens nach, die Ausführungen von Zbigniew Brzezinski überinterpretiert, wenn er diesem unterstellt, dass er sich langfristig gegen ein Aufrücken Europas zu einer Weltmacht ausgesprochen habe und, offenbar noch weitaus schlimmer, dass dieser Russland habe aufteilen und konföderieren wollen (S. 537f.); während Brzezinski Europa eine Weltmachtrolle doch nur für die Gegenwart, in seinem derzeitigen Zustand, abgesprochen und Russland lediglich die Fähigkeit nicht zugetraut hat, wieder zu einer Weltmacht aufzusteigen, woran doch Daschitschew selbst,

wie es aussieht, nicht recht zu glauben vermag (S. 538). Auch wird es den einen oder anderen arg verwundern, weshalb er, gemäß seiner sonstigen Art inkonsequenterweise, wie ich meine, ausgerechnet Jelzin alle Schuld am Unglück Russlands gibt – gleich nach Stalin habe dieser, lesen wir, die „schmachvollste und schändlichste Ära der ganzen russischen Geschichte“ geprägt und sei zugleich der „größte Konterrevolutionär und Abtrünnigste des 20. Jahrhunderts“ gewesen (S. 510ff. und 541), während es doch offensichtlich die überkommenen Strukturen und der Mangel an wirklichen Reformern gewesen sind, welche die wirtschaftliche Misere und die Verelendung breiter gesellschaftlicher Schichten verursacht haben. Diese Resultate gehen, wie in anderen ost- und mitteleuropäischen Staaten auch, eindeutig aufs Konto des *ancien régime*, sind also Altlasten. Sie waren, wie an den neuen Bundesländern bis heute zu ersehen, durch keine noch so geschickte oder ungeschickte Politik zu vermeiden.

Indes sprechen seine Einsichten und sein Mut für Daschitschew. Er war gewiss ein Außenseiter, gar ein „Dissident im System“, wie man ihn vielleicht am treffendsten charakterisieren könnte. Wobei beide Bezeichnungen, weil unter anormalen Verhältnissen erworben, Ehrentitel sind. Sie bringen seinen großen persönlichen Verdienst an dieser seiner nicht-konformistischen Haltung zum Ausdruck. Sein gut lesbares und äußerst lesenswertes Buch gehört jedenfalls zu den interessantesten, bedeutendsten und, wie ich nicht zögere hinzuzufügen, auch zukunftsweisendsten Dokumenten der neueren Zeitgeschichte.

Helmut Wagner ist Prof. em. am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität. Seine Hauptforschungsgebiete sind Osteuropa und die europäische Integration.